

Ursula

Dorn

BUNDESREPUBLIK
DEUTSCHLAND

AUSWEIS

für Vertriebene und Flüchtlinge

Das

A

Wolfskind

Nummer des Ausweises

auf der Flucht

Dieser Ausweis gilt nur in Verbindung mit einem

Personalausweis.

Biographischer Roman

Mit einem Kommentar von PD Dr. Winfrid Halder
Direktor der Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus,
Deutsch-osteuropäisches Forum, Düsseldorf



edition
riedenburg

*Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.*

Hinweis

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Bestimmungen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Einige Bilddokumente wurden zum Schutz der Privatsphäre Dritter anonymisiert.

Danksagung

Autorin, Verlag und Lektorat danken Herrn PD Dr. Winfrid Halder für seinen umfassenden und vielschichtigen Kommentar.

In memoriam Prof. Dr. Horst-Peter Hesse, der den Erstkontakt zur Autorin ermöglicht hat.

1. Auflage	August 2010
© 2010	edition riedenburg
Verlagsanschrift	Anton-Hochmuth-Straße 8, 5020 Salzburg, Österreich
Internet	www.editionriedenburg.at
E-Mail	verlag@editionriedenburg.at

Lektorat	Dr. Heike Wolter, Obertraubling
Satz und Layout	edition riedenburg
Herstellung	Books on Demand GmbH, Norderstedt

ISBN 978-3-902647-30-6

*Für meinen Sohn Klaus
und meine Enkelin Janina*

Inhalt

Das Wolfskind aus Königsberg: Was bisher geschah	8
Das Wolfskind auf der Flucht	11
Zu alt für die Schule	13
Gute und schlechte Nachrichten	16
Ein starker Wille	18
Nur Zoselsuppe	19
Mein erstes Zeugnis	21
Nur nichts vergessen	23
Glücklich überstanden	25
Weihnachten 1949	29
Nehmt euch mal ein Beispiel!	31
Ein zufriedener Pastor	35
Nicht mal ein Bett	39
Wenigstens zuschauen	42
In blauer Bluse	45
Sport frei!	48
Vorfreude, schönste Freude	51
Ein armes Menschenkind	54
Tanzstunden bei der FDJ	56
Erwachsenwerden	59
Die Lauflokomotive	61
Zwischen Hitler und Stalin	63
Bau auf, bau auf, bau auf	65
Zwei Florentiner	67
Wie ein Donnerschlag	71
Aufruhr	74

Fluchtpläne	76
Ins Ungewisse	80
Schwarze Menschen	82
Über und unter den Wolken	86
Im goldenen Westen	89
Das erste Paar Schuhe	92
Amtsdeutsch	94
Aufbegehren	95
Wozu habe ich Dich denn in die Welt gesetzt?	98
Ersatzmutter	101
Von morgens bis abends auf Trab	103
Ein Sonntagsbraten für Alona	104
Nicht nur Trauer haben	107
Dreistufenröcke und Petticoats	108
Liebe auf den ersten Blick?	110
Versöhnung	113
Eine Zukunft für uns	116
Gemeinsam statt einsam	118
Endlich angekommen	120
Fotos und Dokumente von 1948 bis 1958	123
Begriffe der ehemaligen DDR	139
Ein ganz normales (Flüchtlings-)Leben oder Vom pädagogischen Wert des Unspektakulären	
Ein Kommentar von PD Dr. Winfrid Halder	141

Das Wolfskind aus Königsberg: Was bisher geschah

Ursula, genannt Ulla, stammt aus Königsberg. Aufgewachsen ist sie in einer einfachen Familie. Der Vater ist Soldat und bleibt im Krieg vermisst. Die Mutter, die sich hartnäckig weigert, die Stadt zu verlassen, hat fünf kleine Kinder zu ernähren. Ulla wird 1935 geboren. Ihre Kindheit ist durch die Kriegswirren in Königsberg geprägt. Mit der Einnahme der Stadt durch die Rote Armee beginnen ihre Erinnerungen im ersten Teil ihrer Biografie „Ich war ein Wolfskind aus Königsberg“ (edition riedenburg, ISBN 978-3902647092).

Sie erzählt mit erschütternden Worten von den alltäglichen Massenvergewaltigungen und den Hungermärschen der aus der Stadt heraus und wieder zurück Getriebenen. Als sie begreift, dass ihr in Königsberg im Winter 1945/46 unweigerlich der Hungertod droht, treibt sie ihr Überlebenswille dazu, sich von Mutter und Geschwistern loszusagen und als blinder Passagier auf einem russischen Eisenbahnzug bis nach Kaunas in Litauen zu fahren.

Glückliche Umstände – ein russischer Soldat, der das elende Kind, allen Vorschriften zum Trotz, in den Waggon herein- und wieder hinauslässt, sowie die litauischen Familien, die ihr helfen – lassen Ulla überleben. Nach wenigen Wochen kehrt sie, inzwischen wieder etwas gestärkt, nach Königsberg zurück.

Die Lage ihrer Mutter und der Geschwister hat sich inzwischen dramatisch verschlechtert. Die Elfjährige

bringt ihre Mutter dazu, die drei Geschwister in der Obhut einer Nachbarin zurückzulassen und mit ihr gemeinsam erneut nach Kaunas zu fahren. Doch die Rückfahrt wird unmöglich, da der gesamte Bahnverkehr streng von den Sowjets überwacht wird.

Zwei lange Jahre ziehen Mutter und Tochter als Bettlerinnen und Diebinnen kreuz und quer durch Litauen. Zwar könnte Ulla dauerhaft bei einer litauischen Familie unterkommen, aber ohne die Mutter. Beide geraten zwischen die Fronten der verschiedenen Interessengruppen in Litauen, ständig in der Angst, aufgegriffen und nach Sibirien deportiert zu werden. Als sie schließlich die Nachricht erreicht, dass die in Königsberg zurückgelassenen Kinder und die Nachbarin verhungert sind, bricht die Mutter seelisch zusammen.

Über Irrwege gelangen beide, verstört und aller Lebenskraft beraubt, 1948 doch noch nach Deutschland. In Weißbach, Thüringen, gewährt man ihnen Unterschlupf und, nach den Schwierigkeiten der Anfangszeit, eine sichere Bleibe. Selbst den Bruder Herbert finden sie, einem Wunder gleich, wieder. Doch dieser, mittlerweile bei Onkel und Tante wohnend, weigert sich, mit Mutter und Schwester in der DDR zu leben. Zu tief ist sein Misstrauen gegen den Staat, über den nun die Sowjetunion wacht. Wieder sind Mutter und Tochter auf sich gestellt.

Das Wolfskind auf der Flucht

Biographischer Roman von Ursula Dorn

Zwischen Hitler und Stalin

In der Firma wurden wir Lehrlinge viel in der Produktion eingeteilt. Ich rackerte, so viel ich nur konnte, um immer über 100 Prozent zu erreichen. Die Frauen in der Produktion meckerten oft, weil ich ihnen die Akkordsätze kaputtmachen würde. Ich habe es aber aus der Not heraus gemacht, damit mir die Prämie sicher war. Ich brauchte doch das Geld.

In der Berufsschule wurden am Ende der Ausbildung viel mehr Arbeiten geschrieben, aber da kam ich ganz gut mit. Dass meine Zensuren gut ausfielen, hieß, dass sich die Mühe für mich gelohnt hatte. In Gegenwartskunde beschäftigten wir uns des Öfteren mit Amerika und dem Kapitalismus. Da ging es hoch her, denn vom Kapitalismus wollte natürlich in der Stalinzeit keiner was wissen. Unser Lehrer Albrecht sagte: „Es wird eines Tages so kommen, dass sich der Kapitalismus an seinem eigenen Reichtum zerfleischt, so wahr ich hier stehe.“

Dann ging ich zu Inge, erzählte ihr alles und sie sagte: „Ulla, jetzt überlegen wir beide mal, was Kapitalismus ist.“ Dann fingen wir in unserem Dorf an. Es gab Leute, die mussten beim Bauern arbeiten, um zu überleben, dann gab es hier ein Gut, deren Besitzer noch mehr als die Bauern hatten, und Firmeninhaber hatten mehr als die Handwerkerstätten. Und dann ging es immer höher, bis zum Beispiel in der DDR der Staat alles hatte. Also war es doch Staatskapitalismus, oder? Inge meinte: „Mensch, Ulla, wie hast du das rausbekommen?“ Ich

hatte einfach bei mir selber angefangen, denn ich besaß gar nichts, noch nicht mal ein eigenes Bett.

Wir gingen zu Inges Mutter und erzählten ihr unsere Theorie und sie lachte darüber. Es kamen noch viele solcher Themen und ich habe mir meine eigenen Gedanken gemacht.

Eines Tages gab es den Spruch ‚Butter statt Kanonen‘ für das Volk. Das konnte ich mal vorbehaltlos unterstützen, denn Butter gab es nur auf Marken für jeden zugeteilt, weil alles nach Russland ging. Von Eiern bis Heu für die Kühe, es ging alles weg. Nur mit Parolen konnte man ein Land nicht aufbauen.

Überall in der DDR sah man Stalinbilder, in jeder öffentlichen Einrichtung – Schulen, Firmen, Kaufläden, Gaststätten, Kindergärten. Stalin war allgegenwärtig und nicht wegzudenken. Da hatten wir gerade das mit den Hitlerbildern hinter uns gebracht, und nun? So kann es mit hochgefeierten Staatsmännern enden.

Aber langsam begann man jetzt Ordnung im Staat zu spüren. Die Jugendlichen und Kinder gingen meist begeistert zur FDJ und den Pionieren, aber die Erwachsenen wollten sich weniger politisch betätigen. Ich unterhielt mich zum Beispiel mit meiner Mutter, aber die sagte nur: „Da will ich nichts von wissen.“

In den Städten wurden nun zunehmend unschöne Betonbauten errichtet, Hauptsache, die Menschen kamen irgendwo unter. Und in den Geschäften wurde es immer leerer. So kam es, dass immer mehr Ware gegen Ware getauscht wurde. Meine Hoffnung auf eine bessere Zeit ging mehr und mehr verloren. Das kam oft durch persönliche Wehmut bei mir zum Ausdruck. Ich dachte viel an die schlimme Zeit in Königsberg und Litauen. Meine Mutter war kaum ansprechbar. Nun wusste ich überhaupt nicht mehr, an wen ich mich anlehnen konnte. Trost fand ich aber immer bei Inge und Frau Bachmann.

Bau auf, bau auf, bau auf

Am Ende des Sommers begann die Erntezeit. Wir warteten, bis die maschinelle Getreideernte zu Ende war, und dann wurden auf den abgeernteten Felder Ähren gesammelt. Dazu hatten wir kleine Leinenbeutel, die wir vollstopften. Es waren natürlich einige Leute auf der Suche nach Ähren, deshalb gab es öfters mal Rangeleien und Beschimpfungen. Zu Hause wurden die Ähren durch die Hände auf ein Sieb gerieben, dann wurden die Spelzen vom Wind weggepustet und im Sieb blieben die Körner zurück. Wenn sie angetrocknet waren, konnte man sie durch die Hand-Kaffeemühle drehen. So hatten wir etwas Mehl für eine einfache Mehlsuppe mit Wasser und Salz, die so genannte Klunkersuppe. Die schmeckte genauso wie die Zoselsuppe von Kartoffeln. Wir waren jedoch froh, sie überhaupt zu haben.

Die Sachen, die ich am Körper trug, wurden auch immer unansehnlicher. Ich konnte mir aber kaum was Neues kaufen. Einmal sah ich in Schmölln Stoffe. Es war ein fliederfarbener dabei. Ich fragte nach dem Preis pro Meter, ließ mir den Stoff für ein Kleid weglegen und holte ihn anderntags ab. Meine Mutter schimpfte, aber unsere Schneiderin im Dorf nähte mir ein schönes Kleid davon. Sie sagte: „Ulla, du brauchst nur die Hälfte bezahlen.“ Ich war überglücklich. Da ich nun so ein schönes Kleid hatte, wollte ich gern mal wieder mit Inge zum Tanzen gehen.

Im Herbst wurden wir zur Kartoffelernte eingesetzt. Wir wurden mit LKWs von der Berufsschule abgeholt und dann ging es raus auf die Felder. Es konnte regnen und kalt sein, das war egal, jeder musste mit. Hinterher sahen wir aus wie die Schweine. Das war jedes Mal ein

Gräuel für uns alle in der Klasse. Wer die Anordnung für die Einsätze auf den Feldern gab, haben wir nicht erfahren. Die Unterrichtsstunden fehlten uns jedenfalls.

Je kälter es wurde, desto deutlicher wurde auch wieder das Problem mit dem Brennmaterial. Manchmal ging ich heulend durch die Gegend und war total am Ende. Warum musste ich das nur ertragen? Oft kam mir der Gedanke, ob es vielleicht besser gewesen wäre, wenn ich auch in Königsberg verhungert wäre wie meine Geschwister und alle anderen Verwandten. Ich wünschte mir, dass mein Vater hier sein könnte, dann hätten wir einen Beschützer. Nun lag aber alles in meinen Händen. Mutter lebte so dahin. Ich musste durchhalten.

Im Winter fanden wieder die Zirkelabende von der FDJ statt. Aber die meisten Dinge dort berührten mich überhaupt nicht, so zum Beispiel Marx und Engels, Liebknecht und Luxemburg, Lenin und Stalin. Ich hatte andere Sorgen: Wie überleben wir das alles, war meine wichtigste Frage.

Von mir wollten die Anderen oft wissen, was ich in Königsberg und Litauen erlebt hatte. Manchmal habe ich gesagt, dass ich nicht immer darüber sprechen kann, weil all die furchtbaren Erinnerungen wieder in mir hochkamen und ich alles nachts wiedererlebte. Aber ich schwieg auch aus einem anderen Grund: Es war offiziell verboten, über ‚Flüchtlinge‘, ‚Heimatvertriebene‘ oder gar ‚Wolfskinder‘ zu sprechen. Der Staat bezeichnete uns als ‚Übersiedler‘ und betonte, dass wir freiwillig in die DDR gekommen seien.

Ansonsten bin ich aber zu den FDJ-Abenden gerne hingegangen, weil die Dorfjugend zusammenkam. Wenn Charlotte ihre Gitarre mitbrachte, übten wir schöne Lieder ein, Volkslieder oder FDJ-Lieder. Unser

FDJ-Leiter König brachte die Texte mit. Manchmal verstand ich den Sinn nicht, zum Beispiel: „Bau auf, bau auf, bau auf, Freie Deutsche Jugend, bau auf, für eine bessere Zukunft bauen wir die Heimat auf. Kein Zwang und kein Drill, nur der eigne Will erfüllt für jeden die Tat.“ So war das doch gar nicht. Da gefielen mir die schönen Volkslieder besser.

Ich nahm dann auch bei meiner Firma am Jugendchor teil. Es machte mir Spaß dort mitzusingen. Die FDJ-Lieder erinnerten mich oft an Lieder aus Königsberg, von der Hitlerjugend. Sie hörten sich fast genauso an, nur waren es andere Texte. Die Jugend ließ sich sehr leicht umkremeln. Das Eine war noch nicht vergessen, da war schon die nächste Begeisterung da und alle machten mit.

Auch für die Erwachsenen gab es neue Verpflichtungen. Freie Aufbaustunden beispielsweise, in denen es darum ging, kostenlos etwas neu zu errichten. So kann man ein Land aufbauen, aber lange würden sich die Menschen das nicht gefallen lassen, wenn es ihnen nicht besser ginge. Wir Jugendlichen in der Berufsschule hatten die ewigen Ernteeinsätze jedenfalls bald satt.

In der Berufsschule wurde uns eingepflegt, Freundschaft mit der friedliebenden Sowjetunion zu halten. Wie sollte das gehen bei meiner Geschichte? Der Lehrer konnte mir hierzu keine Antwort geben.

Zwei Florentiner

Vor Weihnachten 1951 wartete ich ungeduldig auf ein Päckchen von Tante Agnes. Der Postbote brachte uns die gute Nachricht. Auch dieses Mal war der Karton

aufgerissen und kontrolliert worden. Es war ein Jammer, wie alles durcheinander geschmissen und dadurch manches kaputt war. Aber ich konnte mich nirgendwo beklagen. Es waren schöne Kekse, Bohnenkaffee, Schokolade und ein paar leckere Bonbons drin. Das Zeug, das sie im Gegensatz dazu in unserem Laden verkauften, nannte sich Fondant-Bonbons, das war nur gefärbter Zucker, furchtbare Dinger!

Am Heiligabend wollten wir es uns mit Frau Bachmann und ihren Kindern gemütlich machen. Wir hatten sogar das Glück gehabt, uns in Schmölln beim Kohlenhändler einen Sack voll Briketts abholen zu dürfen. So saßen wir in der warmen Stube. Vielleicht würde Frau Bachmann wieder einen kleinen selbstgebackenen Kuchen mitbringen? Geschenke gab es nicht. Wir waren froh, dass es ein so besonderer Tag war. Wärme und Essen, das waren die höchsten Werte. Zum Weihnachtsfest sang Frau Bachmann mit ihrer Tochter Elfriede das Lied „Wenn bei Capri im Meer die Sonne versinkt“. Das hörte sich toll an, es wurde schnell mein Lieblingslied.

Zum Jahreswechsel fand wieder mal ein Ball im Gasthaus Hoffmann statt, da wollten wir Jugendlichen mal unser Können unter Beweis stellen. Die Mädels hatten fleißig bei den Zirkelabenden das Tanzen geübt, aber unsere Jungens waren zu faul dafür gewesen. Deshalb wollten wir es ihnen hier auf dem Tanzsaal beibringen. Sie waren sehr tollpatschig und haben mehr auf unseren Füßen rumgetrampelt als getanzt. Aber wir gaben nicht auf, bis sie es einigermaßen begriffen. Um 22 Uhr wurden wir alle nach Hause geschickt. Ich ging noch mit zu Inge, um mit der Familie ins neue Jahr reinzufeiern.

Danach lief ich zu meiner Mutter. Sie schimpfte fürchterlich mit mir, denn sie dachte, ich hätte mich mit ir-

gendeinem Jungen in der Ecke herumgedrückt. Das kam aber für mich überhaupt nicht in Frage. Die Gräueltaten, die ich in Königsberg als Kind erlebt habe, saßen so tief in meiner Seele, dass ich bei jeder Annäherung die Panik bekam. Ich verkroch mich ins Bett und heulte. Das war mein Jahreswechsel, ich habe es auch überlebt.

Das folgende Jahr 1952 war für mich wie die anderen davor, ich ging weiterhin bei Familie Hofer auf dem Feld in meiner knappen Freizeit mithelfen, dass ich etwas Essbares bekam. Meine Mutter blieb weiter zu Hause. Ich glaube, sie hatte keinen Mut für irgendetwas. Meine Freundin Inge war mein Kummerkasten, wenn ich Sorgen und Nöte hatte, sie war immer für mich da. Das Zusammentreffen an den FDJ-Abenden der Jugendlichen gab für mich etwas Abwechslung zum jämmerlichen Elend, was ich immer noch hatte.

Im Sommer nach der Ernte ging ich auf abgeerntete Felder Weizenähren sammeln, und da war ich nicht die Einzige. Auch andere Leute, die aus dem Osten stammten, taten es. Jeder wollte was in die Beutel haben, und im Herbst ging ich zum Kartoffelstopfeln. Mit einer Facke in der Hand wurde in der Erde nach Resten von Kartoffeln gebuddelt. Die Not war auch da noch vorhanden bei Menschen, die nichts hatten.

Das Jahr ging wieder mal dem Ende zu, und ich sah jetzt mit meiner kommenden Prüfung einen kleinen Lichtblick in meinem Leben. Also kniete ich mich mit ganzer Kraft in meine Arbeiten in Berufsschule und Lehrwerkstatt. In der Firma – mittlerweile erneut umbenannt, diesmal in VVB Musik-Kultur Plauen, Knopffabrik Schmölln – kamen wir Lehrlinge wieder in die Produktion. Ich bemerkte, dass die fest angestellten Leute immer unzufriedener wurden. Sie wollten mehr Lohn

für ihre Arbeitsleistung und deshalb diese Unruhe. Uns gegenüber waren die Leute sehr vorsichtig.

Am 14. März sollte unsere Abschlussprüfung sein. Davor gab es schon mündliche Prüfungen in einigen Fächern, dann die praktische und als Letztes alles Schriftliche. Die Zeit davor war unruhig, denn Stalin, dieser Machtmensch, war verstorben und überall war offiziell tiefe Trauer angesagt. Ich dachte ganz anders und meinte zu meiner Mutter: „Wie gut, dass dieser Mensch weg ist. Der hat so viel Leid über uns gebracht, es ist nicht wieder gutzumachen.“ Doch auf dem Marktplatz wurde ein riesengroßes Bild von ihm aufgestellt, mit Kranz und Blumen davor.

Und was war mit all unseren Leuten in der Familie gewesen? Nicht ein Einziger wurde da ordentlich beerdigt. Wir wussten noch nicht mal, wo sie alle geblieben und wo die Toten verscharrt waren!

Aber ich durfte mich nicht ärgern, ich brauchte meine Konzentration für die Prüfung. Ich hatte ein gutes Gefühl und war auch nicht aufgeregt. Einige Zeit später kamen die Ergebnisse, und ich hatte nun endlich mein erstes großes Zeugnis in der Hand. Es war gut ausgefallen und ich war ein wenig stolz, es geschafft zu haben. Hoffentlich würde es mir im Leben helfen!

Mit dem Zeugnis in der Tasche schlenderte ich durch Schmölln und gönnte mir etwas Besonderes: Ich ging in ein HO-Geschäft und kaufte mir zwei Florentinerecken, so glücklich war ich über die bestandene Prüfung.

Nun war ich wieder ein bisschen erwachsener.

Kasernierte Volkspolizei nahmen viele Leute fest und führten sie ab. Keiner wusste, was mit denen passieren würde.

Ab 18 Uhr herrschte Ausgangsverbot. Niemand ohne Sondergenehmigung durfte sich, ob zur Arbeit oder woandershin, auf den Straßen bewegen. Alles wurde überwacht. Ich konnte nicht mal mehr zu meiner Mutter nach Weißbach. Erst nach fünf Tagen sollte ich sie wiedersehen.

Herrn Hoppe, den Konditormeister, hatten irgendwelche Leute in der ersten Woche nach dem Aufstand eines Nachts weggeholt. Niemand aus der Familie wusste, wohin er gebracht worden war. Er kehrte zurück, aber wir erfuhren nicht, was geschehen war. Frau Hoppe wurde sehr traurig und verschlossen. Ich machte mir große Sorgen über meine Zukunft hier in Schmölln. Die ganze Situation in der Stadt war plötzlich anders. Bei meiner Mutter überlegte ich, ob wir wohl wieder einen Krieg erleben müssten. Ich dachte, das würde ich nicht mehr durchhalten. Sie meinte: „Ulla, ich weiß auch nicht, was kommt. Uns geht es immer schlechter anstatt besser. Was sollen wir bloß machen?“

Erneut gingen mir die Jahre meiner Kindheit durch den Kopf: Geschwister, die tot waren; ein Bruder, der noch lebte, aber nichts mehr von meiner Mutter wissen wollte; ein Vater, der nicht bei uns war. Aber: Das Leben nahm seinen Lauf.

Fluchtpläne

Bei Hoppes erhielt ich am Ende des Monats zusätzlich zu Unterkunft und Essen noch 25 Mark. Die Hälfte davon gab ich meiner Mutter zum Leben, für alles Andere

musste sie sich bei den Bauern in Weißbach selbst Geld verdienen. Ich hatte nicht mehr, denn ich selber konnte mir von den paar Mark kaum was leisten. Im Café war Vera, eine junge Verkäuferin, beschäftigt, mit der ich mich ein wenig angefreundet hatte. Sie erzählte mir, dass sie Verwandte im Westen habe. Die sagte immer zu mir: „Irgendwann verändere ich mein Leben. Ich will doch nicht ewig in der Konditorei arbeiten.“ Ich fragte mich, ob sie übergeschnappt sei. So eine schöne Arbeit und nun wollte sie was Anderes machen.

Eines Tages kam Herr Hoppe und informierte uns, dass unsere tüchtige Verkäuferin in den Westen abgehauen sei, nach Osnabrück. Für mich bedeutete das, mein Zimmer zu teilen, denn die neue Verkäuferin war eine Frau aus Altenburg, die auch nicht immer nach Hause fuhr. Sie bekam das zweite Bett in meinem Zimmer zugewiesen und den Kleiderschrank teilten wir uns. Doch Veras Flucht hatte in mir einen Gedanken festgesetzt: Was die geschafft hat, das müsste mir doch auch gelingen?! Ich erzählte meiner Mutter davon, doch sie winkte nur ab.

Ich bemühte mich, wieder regelmäßig zu den Trainingsstunden nach Weißbach zu kommen. Eines Tages nahm mich der Trainer König beiseite und erzählte mir: „Ulla, wir haben Bescheid bekommen, dass wir jemanden zur Sportschule nach Leipzig schicken können. Da haben wir an Dich gedacht. Wie ist es, hast Du Lust, das zu machen?“ Ich war ganz begeistert, doch wie sollte das gehen? Meine Mutter hatte kein Geld und ich auch nicht. Ich lehnte also ab. Aber Herr König meinte: „Du brauchst kein Geld, das bezahlt alles der Sportverband.“ Ich eierte ganz schön rum, denn das Geld war ja nicht

das Hauptproblem – eigentlich wollte ich gar nicht in der DDR bleiben.

Ich beschloss, mir eine Arbeit zu suchen, wo ich mehr verdiene als bei Hoppes. Wenn ich genug hätte, könnten Mutter und ich zusammen in den Westen gehen. Ich erzählte ihr ehrlich, was ich vorhatte, aber sie sollte es für sich behalten. Ich ließ sie eine Weile nachdenken und schließlich erkannte sie selbst, dass ihre Chancen in Weißbach gering waren. Sie überlegte mit mir: „Ulla, ich komme mit. Hier habe ich nichts zu verlieren. Im Westen kann ich vielleicht meine Schwester Agnes wiedersehen.“ So stand unser Plan bald fest.

Bei Hoppes ließ ich mir natürlich nichts anmerken, sondern bat lediglich um ein paar Stunden Freistellung. In dieser Zeit ging ich zu mehreren Firmen und fragte, ob ich nicht eine Arbeitsstelle bekommen könnte. Im VEB Damenbekleidungswerk Gera, Werk IV – Schmölln erhielt ich als Näherin eine Stelle. Ab 5. Oktober 1953 sollte ich dort anfangen. Nun musste ich also bei Hoppes die Kündigung einreichen. Sie konnten gar nicht fassen, dass ich sie verlassen wollte und fragten mich, ob es mir bei ihnen nicht gefallen hätte? Ich begründete meinen Schritt damit, dass ich die Arbeit körperlich nicht mehr schaffen würde.

Fast wäre mein Plan des Stellenwechsels noch gescheitert. Als ich nämlich eines Tages in den Keller ging, um Briketts zu holen, fiel ich die Treppe hinunter, schlug mir den Kopf auf und blieb bewusstlos liegen. Zwei Tage lag ich in meinem Zimmer, ohne dass jemand einen Arzt holte. Das hätte schlimm ausgehen können. Kaum konnte ich wieder stehen, wurden mir schwere Arbeiten zugeteilt. An meinem letzten Tag gab mir Herr

Hoppe den restlichen Lohn und die Papiere mit einem Zeugnis.

Im Betrieb ging es gleich am ersten Tag an die Nähmaschine. Das war für mich Neuland, alles ging elektrisch und rasend schnell. Schon nach ein paar Tagen konnte ich aber schöne, gerade Nähte machen und in der dritten Woche saß ich bereits mit anderen Frauen am Fließband. Natürlich wollte ich das nicht bis in die Ewigkeit machen, denn ich träumte vom Westen.

Mit meiner Mutter klügelte ich einen Fluchtplan aus. Als Erstes musste ich das Geld für die Fahrkarten verdienen. Dann wollten wir zunächst nach Berlin fahren, von dort aus nach Westberlin gelangen und dann zu Onkel Alwin, Tante Herta und Herbert gehen. Sie würden uns bestimmt weiterhelfen. Wir hatten uns vorgenommen, Weißbach vor dem Wintereinbruch für immer zu verlassen. Ich versuchte zum Monatsende im Personalbüro einen Vorschuss von 150 Mark zu erhalten, denn wir wollten in der ersten Novemberwoche in Richtung Berlin aufbrechen. Ich behauptete bei meiner Arbeit einfach, dass ich das Geld für einen Wintermantel benötigen würde – eine Notlüge. Man stimmte zu.

Schlimm war, dass ich mich bei niemandem verabschieden konnte. Nicht bei Inge und Frau Bachmann, nicht bei Trainer König. Andererseits hätte es schwere Konsequenzen gehabt, wenn herausgekommen wäre, dass wir das Land verlassen wollten.

Fotos und Dokumente

von 1948 bis 1958



oben: Abb. 13 (1958) Ursula, noch bei Familie Bertel, in ihrer Ausgehkleidung, der ersten Errungenschaft vom selbstverdienten Geld

rechts: Abb. 14 (4. Oktober 1958) Ursulas Schwiegervater, Ursula, Mann Klaus und Trauzeugen Karl Michel (von links) bei der Hochzeit am Standesamt Krefeld Friedrichstraße.

Der Rat der Wartburgstadt Eisenach
 — Umsiedlerstab —
 Quarantänelager Nr. D 12
 Siebenborn

Quarantäne-Bescheinigung

Eisenach, den 26. Okt. 1948 194

gültig bis: 9. Nov. 1948
 (14 Tage nach Verlassen des Lagers)

Der Ursula Königsberg
 Name Vorname

geboren am: 19.4.35. in: Königsberg

Erfassungsschein Nr. 116 in: Königsberg
 eingetroffen aus dem Osten in Thüringen am: 13. Okt. 1948
 Westen als Heimkehrer / Umsiedler / ehemaliger
 Kriegsgefangener.

(Nicht Zutreffendes ist durchzustreichen.)
 hat in unserem Lager vom: 13. Okt. 1948 bis: 26. Okt. 1948
 E 1948 Quarantäne abgeleitet.
 Gesundheitsbefund bei Verlassen des Lagers: 0.0.

Impfungen: gegen Typhus und Cholera
 0,5 ccm am: 15. 10.
 1,0 ccm am: 20. 10.
 1,0 ccm am: 25. 10.

Dr. 1 — PHKE. Bitte wenden!

Gegen die Aufnahme in einer Gemeinde Thüringens, die Förderung auf öffentlichen Verkehrsmitteln bestehen seuchenpolizeilichen ärztlichen Bedenken mehr.

Ist nach diesem Zeitpunkt ein fester Wohnsitz noch nicht vorhanden, so ist eine 14tägige Quarantäne erneut durchlaufen werden.

Bemerkungen:

Verpflegt bis einschließlich 29. Okt. 1948

1 Gutchein für Speifahrt
 von Eisenach nach Münchhausen

ausgehändigt (Original)
 Eisenach, den 11. 26. Okt. 1948
Amt für Umsiedler u. Heimkehrer.

DM 50,- (Fünftz g)
 von
 Amt für Umsiedler und Heimkehrer
 Eisenach
 od. Kopie wird angebracht.
 Eisenach, den 20. Okt. 1948
 Listen-Nr. 1. d. Nr.

Dr. Menge Lagerarzt Yastig Lagerleiter

Abb. 15 (26. Oktober 1948) Ursulas Quarantäne-Bescheinigung des Quarantänelagers Siebenborn in Eisenach (Thüringen)

Begriffe der ehemaligen DDR

Deutschlandtreffen: Die FDJ veranstaltete 1950, 1954 und 1964 sogenannte „Deutschlandtreffen der Jugend für Frieden und Völkerfreundschaft“. Diese Treffen sollten zur deutschen Einheit – im Sinne der sozialistischen DDR – beitragen.

FDJ: Die „Freie Deutsche Jugend“ war der DDR-Jugendverband, das heißt, eine der Massenorganisationen. Er war sozialistisch geprägt und wies eine starke weltanschauliche Bindung auf. Er bot aber auch ein umfangreiches Freizeitangebot.

HO: Die Handelsorganisation wurde 1948 gegründet und war ein volkseigenes Einzelhandelsunternehmen der DDR. Sie war in die Bereiche Industriewaren, Lebensmittel, Gaststätten, Warenhäuser und Hotels gegliedert.

Kasernierte Volkspolizei: Sie war der Vorläufer der „Nationalen Volksarmee“ in der DDR. Es handelte sich um militärische Einheiten, obwohl dies begrifflich verdeckt werden sollte.

VEB: „Volkseigener Betrieb“ nannten sich die in der DDR verstaatlichten Industriebetriebe.

VVB: „Volkseigene Betriebe“ wurden zunächst branchenbezogen in „Vereinigungen Volkseigener Betriebe“ zusammengefasst. Diese wurden später meist zu Kombinat umgewandelt.

**Ein ganz normales (Flüchtlings-)Leben oder
Vom pädagogischen Wert des Unspektakulären**

Ein Kommentar von PD Dr. Winfrid Halder

I.

Der erste Teil von Ursula Dorns Autobiographie¹ zieht den Leser nicht zuletzt durch das Grauen in seinen Bann. Das Grauen, dem die Autorin als Kind wehrlos ausgesetzt war, und das sie gleichwohl überlebt hat – überlebt hat, ohne innerlich zu zerbrechen. Letzteres war vielleicht noch schwieriger als das schiere Sichfestklammern am Leben um fast jeden Preis.

Ursula Dorn hat als knapp Zehnjährige den Untergang Königsbergs überstanden, als im Frühjahr 1945 die Soldaten der Roten Armee in blutigen Kämpfen die traditionsreiche Hauptstadt der Provinz Ostpreußen eroberten. Diese Soldaten hatten Hitlers Wehrmacht, die knapp vier Jahre zuvor die Sowjetunion angegriffen hatte, vor sich hergetrieben, hinaus aus ihrer Heimat, welche im Krieg gegen Deutschland den schrecklichsten Blutzoll zu entrichten hatte. Nun standen sie erstmals auf dem Boden des Aggressors und ihr Rachebedürfnis wurde von der sowjetischen Führung um den blutrünstigen Diktator Josef Stalin nicht nur nicht gebremst, sondern vielmehr gezielt angestachelt. Die Folgen waren entsprechend.² Der Leser, der dem Weg Ursula Dorns fort aus dem wüst gewordenen Königsberg hinüber ins vermeintlich bessere Überlebenschancen bietende Litauen folgt, vermag sich kaum dem Gefühl der würgenden Angst und der existentiellen Not

1 Vgl. Dorn, Ursula: Ich war ein Wolfskind aus Königsberg, 2. Aufl., Salzburg 2008.

2 Vgl. Kossert, Andreas: Damals in Ostpreußen. Der Untergang einer deutschen Provinz, München 2008, S. 139 ff.

zu entziehen, welche die Autorin mehr als zwei Jahre lang durchlitt. Dass sie schließlich mit ihrer Mutter doch noch in einen der Züge geriet, mit denen die letzten deutschen Bewohner des nördlichen, inzwischen faktisch der Sowjetunion angegliederten Ostpreußen nach Westen deportiert wurden, erscheint als geradezu wundersame Rettung.

Kurz nach der Ankunft der beiden Frauen im Oktober 1948 in der damaligen Sowjetischen Besatzungszone (SBZ), aus der 1949 die DDR hervorging, endet der erste Teil der Autobiographie. Nun würde alles gut werden für Ursula Dorn, ohne Krieg und unablässigen Kampf um das tägliche Brot – mit dieser Hoffnung konnte der Leser den Band aus der Hand legen.

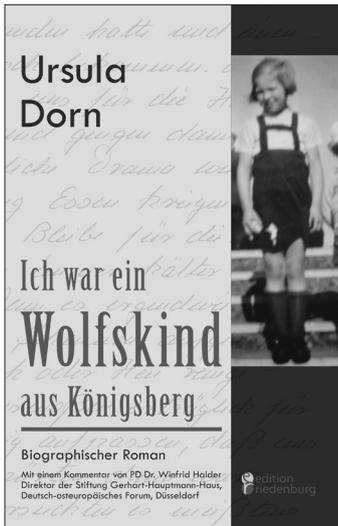
II.

Die Autorin hat sich jedoch entschlossen, ihre Lebensbeschreibung fortzusetzen, obwohl sie vor einem Problem stand, das für jeden Schreibenden eine Herausforderung darstellt: Wie erzählt man eine Geschichte, die scheinbar keinem großen Spannungsbogen folgt? Das Toben der Kriegsfurie und das illegale Leben im fremden Land, ständig bedroht von Verrat und Verfolgung, das waren die Elemente, die der Darstellung des ersten Teils Dramatik verliehen. Nichts davon im zweiten Teil, dessen Rahmen von der vermeintlich leidlich sicheren Normalität des ersten Nachkriegsjahrzehnts abgesteckt wird. Und doch ist es gut, dass Ursula Dorn sich der Mühe unterzogen hat, auch das Unspektakuläre nicht unerzählt zu lassen. Denn es ist auf seine spezifi-

sche Art ebenso lehrreich wie die Geschichten, die wie ein Fanfarenstoß daherkommen.

Die Erlebnisse Ursula Dorns gleichen wohl in vieler Beziehung dem, was Hunderttausende junger Frauen derselben Generation ihrerseits so oder ähnlich durchgemacht haben. Der entscheidende Unterschied jedoch ist: Ursula Dorn hat ihre Erlebnisse aufgeschrieben. Damit gewinnen sie, nüchtern und unpräventiös im Duktus wie schon der erste Teil, exemplarischen Charakter. Um den Gang der Weltgeschichte, der Geschichte „an sich“ zu umreißen, bedarf es der Abstraktion – und die ist Sache der Philosophen und professionellen Historiker. Um aber Geschichte nachvollziehbar zu machen für Menschen, die sich dafür interessieren, ohne dabei gleich akademischen Ehrgeiz zu entwickeln (und das sind die meisten), bedarf es des Beispiels. Ein solches aber verdanken wir Ursula Dorn.

Da ist so viel in diesem Leben, das Ursula Dorn führen musste, das den historischen Charakter ihrer Umwelt damals ein Stück weit fassbar werden lässt. Mit der Ankunft in der SBZ beginnt für Ursula Dorn und ihre Mutter keineswegs die Freiheit. Schon der Umstand, dass es sie in das thüringische Dörfchen Weißbach verschlägt, ist ja durchaus nicht das Ergebnis eines selbstbestimmten Aktes. Die beiden Frauen werden im Wege einer behördlichen Einweisung dorthin beordert. Im von massiven Zerstörungen geprägten Nachkriegsdeutschland, gleichviel ob im Westen oder Osten, war Wohnraum Mangelware. Nach groben Schätzungen waren kriegsbedingt zwischen 17 und 19% des Wohnungsbestandes der Vorkriegszeit verloren gegangen. Dementsprechend rigoros wurde der verbliebene Wohnungsbestand seitens der Behörden bewirtschaftet, zumal ein erheblicher Teil der verbliebenen Wohnungen von



Ursula Dorn

Ich war ein Wolfskind aus Königsberg

edition riedenburg 2008
ISBN 978-3-902647-09-2
172 Seiten, 6 Farbtafeln
Paperback

Im Buchhandel in Deutschland,
Österreich und der Schweiz

Wir wussten ja überhaupt nichts von der übrigen Welt oder was außerhalb von Litauen los war, oder ob es überhaupt noch was anderes als Litauen gab. Jahreszahlen, Monate, Tage oder ein Zeitgefühl gab es für uns nicht. Wir waren halt keine Menschen mehr, nur noch Wolfskinder, die sich im Kreis drehten oder umherliefen. Manchmal sagte ich zu meiner Mutter: „Mutti, was soll bloß aus uns werden? Ich kann nicht lesen, nicht schreiben, nicht rechnen und nicht mehr richtig Deutsch sprechen.“ – „Ich weiß es auch nicht, wie das mal enden soll. Wären wir doch bloß alle krepirt, dann brauchten wir das nicht mehr miterleben.“ Weidend gingen wir oftmals durch die Gegend und waren am Ende, aber wir rafften uns immer wieder auf.

Leseprobe und komplettes Inhaltsverzeichnis:

editionriedenburg.at

 edition
riedenburg

Im Winter fanden wieder die Zirkelabende von der FDJ statt. Aber die meisten Dinge dort berührten mich überhaupt nicht, so zum Beispiel Marx und Engels, Liebknecht und Luxemburg, Lenin und Stalin. Ich hatte andere Sorgen: Wie überleben wir das alles, war meine wichtigste Frage.

Von mir wollten die Anderen oft wissen, was ich in Königsberg und Litauen erlebt hatte. Manchmal habe ich gesagt, dass ich nicht immer darüber sprechen kann, weil all die furchtbaren Erinnerungen wieder in mir hochkamen und ich alles nachts wiedererlebte. Aber ich schwieg auch aus einem anderen Grund: Es war offiziell verboten, über ‚Flüchtlinge‘, ‚Heimatvertriebene‘ oder gar ‚Wolfskinder‘ zu sprechen. Der Staat bezeichnete uns als ‚Übersiedler‘ und betonte, dass wir freiwillig in die DDR gekommen seien.



Nach ihrem Buch „Ich war ein Wolfskind aus Königsberg“ berichtet die 1935 in Königsberg (Ostpreußen) geborene Ursula Dorn nun über die Fortsetzung ihrer tragischen Geschichte. Dem Krieg entronnen bleibt sie auch in der DDR fremd und nutzt 1953 die Chance zur Flucht in die Bundesrepublik. Doch auch im „goldenen Westen“ ist das Leben als Flüchtling äußerst beschwerlich. Durch ihre zupackende Art gelingt es Ursula allen Schwierigkeiten zum Trotz, sich nach vielen harten Jahren eine glückliche Existenz aufzubauen. Das Wolfskind „Ulla“ kommt als junge Frau endlich wirklich in dem von ihr ersehnten Leben an.



9 783902 647306
ISBN 978-3-902647-30-6